

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 219.

Dienstag, 19. September.

1916.

Grau Minchens Narretei.

(Schluß.)

Humoristischer Roman von Räte van Becker.

(Nachdruck verboten.)

Fee war leichenblau geworden. Sie preßte die Lippen zusammen, um nicht laut aufzuschreien vor Jammer; ihr Herz tat unbeschreiblich weh im Gedanken daran, was er gelitten hatte und noch litt. Nun würde er ihre Liebe brauchen, nun würde sie an seiner Seite stehen, um ihn zu trösten und zu stützen.

Sie drückte Tante Bertas Hände. „Wir werden ihn lieben, Tante Berta, wir werden ihn aufrichten und an seiner Seite stehen.“

„Ja, wirst du das, Fee? Wirst du das jetzt noch, wo du damals nicht wolltest, jetzt, wo er ein entstellter, krippelhafter Mensch ist?“

Die Mutteraugen hingen ängstlich und erwartungsvoll an dem jetzt in tiefem Not flammenden Gesicht Fees.

Sie sank in die Knie und drückte ihren Kopf in den Schoß der Fragenden. Sie schluchzte schmerzlich und dann hob sie das übertrännte Gesicht und sah die Tante fest an.

„Tante, ich liebte ihn damals, ohne es zu wissen und daher wies ich ihn zurück. Aber jetzt weiß ich, daß ich ihn liebe und mein Herz gehört ihm, ob er entstellt, ob er ein Krüppel ist; wenn er mich noch liebt, bin ich die Seine.“

„Ach, Kind, Gott segne dich für das Wort, aber du weißt nicht, wie er sein wird! Ich weiß es ja auch nicht. Ach, mein Junge, mein schöner, frischer Jungel! Wie hart wird ihn das getroffen haben!“

Ja, hart hatte es ihn getroffen und die Heimkehr ins Elternhaus war eine traurige. Am liebsten wäre er noch jahrelang fortgeblieben, bis zu den vernarbten Wunden in seinem Gesicht auch die Wunde in seinem Herzen vernarbt wäre und er Fee entgegentreten konnte ohne Wunsch und Verlangen, nur als Freund und Bruder, sich daran neidlos erfreuend, wenn ihre Jugend und ihre Liebe einem anderen zugefallen wäre, einem Gesunden, Fehlerlosen, einem, der ihrer auch äußerlich würdig sei. Denn für ihn war alles Hoffen und Wünschen vorbei. Hatte sie ihn damals schon zurückgewiesen, als er noch in voller Kraft und Gesundheit vor ihr stand, so konnte er jetzt nicht mehr daran denken, daß sie sich ihm zuwenden werde, wo er ein Krüppel und Entstellter war.

Die Mutter fand es zwar nicht so schlimm. Sie sah mit Mutteraugen und wollte ihm einreden, daß die Narbe auf der Wange ihm eigentlich sehr gut stände. Mund und Nase waren nicht eine Spur entstellt, nur das Auge, — ihre Stimme zitterte doch, so sehr sie sich auch mühte, ihr einen leichten, freien Ton zu geben — ja, das liebe Auge, das nun die schwarze Binde deckte, das fehlte. Aber wenn erst alles ordentlich verheilt und vernarbt wäre, dann würde man ein Glasauge einsetzen. Niemand würde das merken. Unzählige Menschen liefen mit Glasaugen umher, — und von einer Entstellung wäre dann kaum mehr die Rede.

Er lächelte bitter. Seine vom Leben noch so viel verlangende Jugend lehnte sich gegen diesen matten

Trost auf, aber er küßte dankbar den lieben, treuen Mund, der kein Wort der Klage hatte, sondern immer nur Gutes und Frohes sprach, wenn auch das Herz von all dem nichts wußte und um ihn stündlich weinte und klagte.

Die Begegnung mit Fee war ihm die härteste Prüfung. Angstvoll forschte er in ihrem Gesicht, wie sie seine Entstellung aufnahm und mit aller Kraft seines Willens zwang er sich, aus ihrem unbeschreiblich zarten und liebevollen Entgegenkommen nichts anderes herauszulesen als die Unhänglichkeit der Kinderfreundschaft, die ihr warmes, zärtliches Gepräge nur dem echt weiblichen Mitleid mit seiner Krippelhafteit verdanke.

Er hielt an dieser Kinderfreundschaft mit eiserner Energie fest. Es sollte und durfte nur solche sein. Er war kein Dieb, der sich die weichen Regungen einer jungen Seele zunutze machte und unter dem Mantel der Hilfsbedürftigkeit ein Herz stahl, das sich ihm sonst nicht zugeneigt hätte.

Gegen solche Gedanken half kein Zureden der Mutter, die freilich so echt mütterlich und weiblich Fee gegenüber fühlte, daß sie sich niemals dazu hinreißten ließ, ihrem Sohn direkt zu verraten, was diese damals, als sie von seinem Unglück erfuhr, ihr gestanden und gelobt hatte. Wenn Fees Gefühle echt waren und sich bewährten, würde sie schon selbst den Weg und die Kraft finden, um Rolf von ihrer Liebe zu überzeugen und trotz all seiner Gegenwehr sie ihm als köstliches Geschenk darzubringen.

Und eines Tages, als Fee mit Rolf im Garten auf und ab ging, bog sie sich plötzlich zu ihm herüber, sah ihn groß und ernst an, — das Blut stieg ihr dabei in das zarte Gesicht — und fragte mit fester Stimme: „Rolf, liebst du mich noch?“

Er taumelte zurück. Darauf war er nicht gefaßt. Seine Hand griff, wie eine Stütze suchend, in den Rosenbusch neben ihm, gerade in die Dornen hinein, die ihm die Finger blutig rixten, und dabei blind und ohne es zu wollen, brach er die letzte der dort blühenden roten Rosen.

„Fee“, stammelte er atemlos und streckte ihr abwehrend die Hand hin, in der er die rote Rose hielt. „Niemals, — nein!“

Sie lächelte und faßte seine Hand. „Gib mir die Rose, sie ist doch für mich gebrochen, ob du willst oder nicht; gib sie mir und sag' dazu, daß du mich liebst. Ich weiß es doch, ob du willst oder nicht, Rolf, und ich nehme sie beide, die Rose und die Liebe!“

„Nein, nein, Fee, niemals! Ich will dein Mitleid nicht, ich will nicht. Du liebst mich nicht!“

In ihren Augen standen Tränen, sie drückte die Rose, die sie seinen Fingern entwunden hatte, leise an die Lippen.

„Ich liebe dich, Rolf; ganz ohne Mitleid, ganz ohne Nebengedanken, wie man den einen liebt, dem man fürs Leben angehören will. Nur, daß ich das damals noch

nicht erkannt hatte, damals, als du fragtest, daß ich erst durch eine dunkle Erfahrung gehen mußte, ehe ich das Licht meiner Liebe ganz klar sah. Sieh, Rolf, ich trage auch eine Narbe — wenn auch nur meine eigene, kindische Verblendung mir die Wunde schlug, — ich trage sie. Und meine Augen blicken auch nicht mehr so klar, sie sahen schon zu Häßliches, es deckt sie auch ein schwarzer Schatten, — liebst du mich deshalb weniger?"

Da riß er sie in seine Arme und fragte nicht mehr und zweifelte nicht, — er hatte sie errungen!

Frau Minchen war am meisten überrascht von Fées Verlobung. Während sie noch immer fest an deren gebrochenes Herz geglaubt, hatte sich dieses ganz gesund und frisch einem anderen zugeneigt.

Sie war ja sehr zufrieden damit — natürlich. Nach dem großen Schmerz doch ein Glück. Denn daß es ein solches war, sah sie an dem strahlenden Gesicht ihres Kindes. Und sie freute sich dessen, — ja natürlich.

Aber zu ihrem Fritz jagte sie doch heimlich und seufzend: „Ach, Fritzchen, daß die Fee nun so einen entstellten Mann kriegt! Grad' unser Kind, unser letztes, das ja schließlich sich noch ganz nett entwickelt hat", — in tiefsten Innern kam hier der Nachsatz: „Beinah' hätt' sie doch einen Grafen gekriegt" — „und nun ist's wieder nichts! Die Häßlichkeit bleibt auf uns sitzen!"

„Mineken, Mineken!" Fritz Niedel hob zürnend die Hand. „Wirst'e denn niemals nich' gecheit? Frau, lernst'e denn nich', daß die Schönheit meistens bloß Blendwerk der Hölle is? Ich denk', mein Mineken, du kannst genug hab'n von dem, was die Schönheit uns jebracht hat! Verstehst'n mi?"

„Ja, ja, Fritzchen!" Frau Minchen sank zerknirscht und reumütig in sich zusammen. „Ja, ja, du hast recht, mein Fritzchen. Ich meint' ja auch man so. Denn sieh mal, hier war's doch nicht nötig. Der Rolf war doch so'n hübscher Mensch, alles kommt' gut sein, — mußt' denn da extra für uns're Fee so ein Unglück passieren?"

„Extra für uns're Fee, Mineken, ja, ja, extra! Denn nu sollst'e man wissen, was ich auch man eben so von hinten 'rum erfahren hab'." Er setzte sich schwerfällig zu seiner Frau und faßte deren Hand. „Dem Rolf sein Unglück is auch noch so'n Nachklang von die Schönheit, die all den Kummer über uns jebracht hat. Der Jung, der brave, hat sich in Berlin mit dem niederträcht'gen Schuft geschossen! Ja, ja, mein Mineken, extra für uns're Fee, das heißt, für ihr'n Bruder, für unsern armen, toten Jungen. Dem Lumpen hat's die falsche, niederträcht'ge Hand gekost't, mit der er in unsern Jungen Ehr' riß, aber der arme Rolf hat's mit sein'm Aug' un' mit'm hübschen Gesicht bezahl'n müß'n. Siehst'e, Mineken, wenn die Fee, das mal erfährt, denn wird se ihr'n Mann schöner find'n als jemals, denn se wird immer hinter dem entstellten Gesicht sein Herz in seine Lieb' seh'n!"

Da neigte Frau Minchen erschüttert ihr Haupt.

„Auch das noch, auch das noch, Fritzchen! Nein, kein Wörtchen will ich mehr sagen! Eine alte Narrin bin ich gewesen und ganz gecheit werd' ich nun wohl nicht mehr. Aber wenn nun auch die Großkinder nich' schön werden, — ich will nich' musen; nein, nein, der liebe Gott hat mich genug gestraft, ich will keine Götendienerin mehr sein!"

Und sie weinte so bitterlich vor sich hin, daß ihr Fritzchen sie nun doch wieder tröstete und beruhigen mußte.

Wie gut ihr Mann jetzt wieder zu ihr war, so liebevoll, so nachsichtig und um sie besorgt, rein wie in der ersten Zeit ihrer Ehe! Und so ein tüchtiger, solider Mann war er — und immer noch schön, — ach ja!

Ihre Tränen versiegten, sie streichelte seine Hand und nidte nachdenklich mit dem Kopf. „Ja, weißt du, Fritzchen, das hab' ich immer gehört, die Großkinder sollen meistens, wenigstens oft nach den Großeltern ähneln; — wenn dann der liebe Gott doch geben möcht'

daß sie nach dir ähneln, denn Fritzchen —", ein leises, fast schelmisches Lächeln, das erste nach Eugens Tod, flog erklärend über das alte, faltenreiche Gesicht — „du warst doch ein wunderschöner Mensch, und deine Schönheit hat auch keinem 'was geschadet, die hat uns beide sehr glücklich gemacht, mein Fritzchen, sehr glücklich, dabei bleib' ich nun mal!"

So blieb Frau Minchen Niedel bis zum Schluß ihres Lebens bei ihrer Karreitei, die sie schon als Minchen Rothahn gehabt hatte, und wenn diese damals auf eine kleine Unregelmäßigkeit hinauslief, so konnte man, nachdem sie dreißig Jahre lang fest bestehen geblieben, ihr nichts mehr von Unregelmäßigkeiten vorwerfen, sondern mußte ihre Standhaftigkeit achtungsvoll anerkennen, wie es Fritz Niedel jetzt auch tat, als er sich in einem seltenen Anfall von Galanterie und Nührung über die welke Hand seines Mineken beugte und sie dankbar küßte.

— Ende. —



Nur der Verständige gibt gern zu, daß er etwas nicht versteht.
Hans Gäßgen.

Schweizerreise im Weltkrieg.

Interlaken im August.

Wer von den jetzt so einsamen Höhen des Engadin nach Luzern kommt, fühlt sich in eine andere Welt versetzt. In St. Moritz konnte man immerhin noch von einem internationalen Fremdenverkehr sprechen, — man sah Leute aus aller Herren Ländern, wenn auch in weit geringerer Anzahl als früher, aber sie waren doch da, diese Leute mit dem leicht, auch ohne Passrevision, erkennbaren Reisegepack. In Luzern änderte sich das Bild. Viele der größten Hotels sind geschlossen, und was in den wenigen geöffneten Grandhotels auftaucht, erinnert daran, daß die Zeiten sich gewandelt haben. Schweizerreisen im eigentlichen Sinne machen in dieser Gegend wohl nur die Schweizer selbst. Die „Internationalen" setzen sich zusammen aus den Angehörigen der Internierten — aus Leuten, die an der nahen italienischen Grenze mehr oder weniger dunkle Geschäfte betreiben, aus heimatlosen Flüchtlingen und aus ganz undurchsichtigen Existenzen. Wohl wagt Abend für Abend bei den Mägen der Musik die Menge am Seeufer, aber es sind die Eingeborenen, die da wandern. Die elegante Welt von einstmal, die diese träumerischen Kulissen von Luzern so sehr liebte, fehlt. Ob die elegante Welt der Palasthotels in absehbarer Zeit wiedererscheinen wird — — — ein bekannter Hotelbesitzer, mit dem ich sprach, glaubte nicht daran. Er meinte, daß der alte Luxus auf lange Zeit vorbei sei, und daß die Hotelpaläste ihr Leben nur noch fristen könnten, wenn sie zu den Preisen der mittleren Gasthäuser hinabstiegen. Auf meine Frage, was dann aus diesen kleineren Hotels werden sollte, zuckte er die Achseln. Wohlthuend wirkt in Luzern der Anblick der deutschen Internierten. Man hat eine große Zahl in einer Versicherungsgesellschaft hoch am Berge untergebracht. Da liegen sie abends auf den Rasenplätzen, singen Deutsche Lieder und betrachten das Farbenspiel der fernen Bergriesen. Wenn die Sonne tiefer sinkt, dann schweigen die deutschen Lieder, — dann breitet die Schwermut, die auch in frohen Zeiten über dem abendlichen Panorama von Luzern liegt, ihre dunklen Flügel aus und weckt Erinnerungen. — — — Früher war die Reise von Luzern nach Interlaken etwas Selbstverständliches, heute bedeutet sie einen Entschluß, denn man legt sich damit in die Gegend der französischen Internierten. So ist die Schönheit des prachtvollen Höhenwegs erstarrt und trägt den grausamen Stempel der Zeit. Auch hier fehlen die eigentlichen Aurgäste fast gänzlich, — öde hallt der Schritt in den wenigen großen Hotels, die frei von den Internierten und ihrem Anhang sind. Grindelwald und Wengen sind überfüllt von ihnen und bieten dem deutschen Reisenden keinen angenehmen Aufenthalt. Stark aufgefallen ist mir hier in Interlaken der Unterschied in der Bewegungsfreiheit der deutschen und der französischen Internierten. Überall — in Bergün, Disentis,

Luzern usw., sah man fast niemals am Abend noch 9 Uhr einen deutschen Internierten auf der Straße, während sich in Interlaken noch spät im Kursaal — ja selbst im Spielfaal — französische Internierte, besonders Offiziere, frei bewegen dürfen. Mir scheint auch, daß die Franzosen hinsichtlich der ihnen zugewiesenen Plätze (Wengen, Interlaken) mehr Glück gehabt haben als die Deutschen. Aber trotz allem muß man der Schweiz für den großen Liebesdienst, den sie den kriegsführenden Nationen erweist, dankbar sein. Denn gerade für ein auf Fremdenindustrie eingestelltes Land sind diese Scharen kranker und mittelloser Soldaten kein Genuß. Seit heute regnet es, und nun hat sich Interlaken ganz in ein Totenkleid gehüllt. Wie anders lebensfrisch wirken da unsere selbst jetzt in der Kriegszeit heiteren Sommerfrischen. Und wenn der Deutsche glaubt, daß man in der Schweiz im Lande des Überflusses lebt, so ist das ein gewaltiger Irrtum. Gut ist die Verpflegung nur in den wenigen allerersten Häusern, — im übrigen bleibt man besser bei Fleisch- und Brotkarte. Nur für den studierenden Beobachter bietet eine Schweizerreise im Weltkrieg Reize, und auch ihm tönt lodend das Lied im Ohr: In der Heimat, in der Heimat — — — (Zens. Mz.)

Hermann Jaques.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Deutsche Jagd in der Kriegszeit. Die Jagd, die seit altersher in Deutschland besonders gepflegt wurde, hat auch während des Krieges nur geringe Einbuße erlitten. In gewisser Beziehung wurde sogar das Jagdbereich außerordentlich erweitert, da unsere Truppen in Ost und West sowohl zur Erholung wie auch aus leicht begreiflichen praktischen Gründen in ihren freien Stunden vielfach dem Jagdgeschäft obliegen. Wenn man diese Jagdtätigkeit in den besetzten Gebieten in Betracht zieht, so erscheint die geringe Verminderung der Jagdpsflege daheim — die in verschiedenen Revidieren durch Mangel an Jagdpersonal herbeigeführt wurde, so ziemlich aufgewogen. Bei den Feldgrauen spielt die Jagd, wie Dr. Ludwig Stab in im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ ausführt, keine geringe Rolle, da sie den Kämpfern gleichzeitig Anregung und Erholung bietet und auch die Soldatenkost oft abwechslungsreicher gestaltet. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz kommt besonders die Niederjagd in Betracht wegen des Reichthums an Kaninchen, Hasen, Rebhühnern und Fasanen in den Gebieten Belgiens und Frankreichs. Dabei ist jedoch die Jagd in Belgien weniger lohnend, da das Land in dieser Hinsicht streckenweise auf sehr niedriger Stufe steht und in manchen Gegenden die Kaninchen das einzige Kleinwild bilden. Frankreich hingegen bietet in dem besetzten Teil reichliche Gelegenheit für die Hühner- und Fasanenjagd, und im Herbst und Winter lassen sich auch Hasen und Rebhühner abschießen. Häufig wurden diese Feldgrauen Jagden so dicht hinter der Front abgehalten, daß sie plötzlich im Feuerbereich abgebrochen werden mußten. Hierbei wurde immer wieder beobachtet, daß besonders das Niederwild sich schnell an den Kriegslärm gewöhnt hat und in seiner ursprünglichen Heimat verbleibt, selbst wo das Geschützfeuer es ernstlich gefährdet. Rot- und Schwarzwild findet sich in den französischen Wäldern, besonders in den Argonnen. Diese Jagden im besetzten Gebiet sind in jeder Beziehung gutzuheißen, da der Abschluß die Felder vor dem Wildschaden schützt, der sonst allzu sehr überhand nehmen müßte. Es ist selbstverständlich, daß die Jagd in den besetzten Ländern nach deutscher Art und deutschen Jagdgesetzen betrieben wird, und das Wildpret wandert ausnahmslos in die Militärkassen. Im östlichen Kriegsgebiet ist der Hochwildstand auf guter Stufe. Es gibt in den weitgebedenen russischen Wäldern neben Wirt- und Kuerwild ziemlich viel Rotwild, und in den sumpfigen Waldgebieten bietet sich den Jägern die sonst seltene Gelegenheit, auch dem sogenannten Urzeitwild, wie dem Elch und dem Bisons, zu begegnen. Berühmt sind die Bestände an Wisenttieren in dem Wald von Bialowicz. Wie festgestellt wurde, sind die Bestände dieses Urwildes durch die zurückweichenden Russen rücksichtslos mitgenommen worden, so daß von den ungefähr 600 Wisenten dieses Urwaldbereiches fast zwei Drittel vernichtet wurden. Die deutsche Verwaltung trägt für die absolute Schonung der Wälder Sorge, indem sie jedes Abschießen auch nur eines Stückes streng verbietet. Die Jagd in Deutschland selbst ist natürlich von weitaus größerer Bedeutung, da bei dem Mangel an Fleisch ihr Gesamtertrag einen höheren Prozentsatz als in normalen Zeiten für die Volksernährung aus-

macht. Auch ist das Wildpret heute noch trotz erhöhter Preise im Verhältnis zu anderem Fleisch billig zu nennen. In manchen Bezirken wurden für Kriegsdauer die Jagdzeiten verlängert und die Schonzeiten zur Herbeiführung eines vermehrten Abschusses aufgehoben. Die Aufrechterhaltung des Jagdbetriebes ist schon darum wichtig, weil die deutsche Jagd, die jährlich ungefähr 20 Mill. Kilogramm Wildpret im Werte von 40 Millionen Mark liefert, eine ansehnliche Einnahme für die Gemeinden bedeutet, die insgesamt mehr als 40 Millionen Mark an Jagdpachgelbern im Jahre eintreiben. Trotzdem, wie gesagt, der Prozentsatz des Wildprets sich für die Volksernährung erhöht hat, macht er auch jetzt nicht ganz 1 Proz. des Gesamtfleischverbrauches der Bevölkerung in normalen Zeiten aus, weswegen die Erträge der heimischen Jagd zum großen Teil für die Ernährung unserer Verwundeten und Kranken verwendet werden, wo sie außerordentlich wichtige Dienste leisten.

Beim „französischen Krupp“. Die Schneider-Creusot-Werke, über die ein neutraler Mitarbeiter der „Umschau“ einen höchst interessanten Überblick gewährt, sind bekanntlich der „französischen Krupp“, nämlich die größte Kriegsmaterialfabrik Frankreichs. Alles Kriegsmaterial, das die französischen Heere im Weltkriege verbrauchen, stammt — so weit nicht Lieferungen der anderen Alliierten nachhelfen — von Schneider-Creusot. Hier werden sämtliche französischen Geschütze gefertigt, vom 75-Zentimeter-Geschütz bis zum 37-Zentimeter-Drummer. Die Hauptwerke des Unternehmens liegen in Châlons-sur-Saône, Havre, Paris, Toulon, Garsleur, Soc und Champagne-sur-Seine. Die gesamten Fabrikanlagen umfassen einen Flächenraum von mehr als 6000 Hektar, würden also aneinandergefügt fast den Boden Berlins bedecken. Während die Werke im Frieden 25 000 Arbeiter beschäftigen, ist der Stand ihres Personals gegenwärtig 33 000. Neben diesen Arbeitskräften sind 4200 Werkzeugmaschinen tätig. Der Antrieb der Maschinen erfolgt hauptsächlich mit Dampf- und Gasmotoren von zusammen 70 000 Pferdestärken. Daneben sind auch elektrische Installationen vorhanden, die bis zu 46 000 Kilometer Strom zu liefern vermögen. Das die Fabrikanlagen mit den Schienensträngen der Hauptverkehrsader Frankreichs verbindende Eisenbahnnetz hat eine Gesamtlänge von 300 Kilometer und wird von 65 Lokomotiven und 57 000 Wagen beschahren. Nicht weniger als 4 Jahrhunderte waren erforderlich, um dieses Werk auf die heutige Höhe zu bringen. Die Grundlage bildete im Jahre 1502 die Entdeckung eines Steinkohlenbedens in Creusot. Aber erst im Jahre 1769 gewährte Ludwig XVI. dem Besitzer von Creusot eine Konzession für rationelle Ausbeutung dieser Grube. So entstanden Schächte und Hochöfen, und Ludwig XVI. beauftragte das Werk, die für die Küstenforts nötigen Kanonen und Munition zu liefern. Schließlich, nach Beendigung der Revolution, wurde der Betrieb zum Staatswerk erhoben. Wie die Kruppwerke einer einzigen Familie gehören, so vererbten sich auch die Creusot-Werke vom Vater auf den Sohn. Im Jahre 1836 wurde nämlich das sog. Staatswerk von zwei Brüdern Schneider auf Bazailles käuflich erworben. Von jener Zeit datiert das eigentliche Aufblühen des Unternehmens. Fünf Hochöfen sind heute für die Creusot-Werke tätig, sie liefern jährlich 120 Millionen Kilogramm Guß-, Bessemer- und Martinstahl. Der Stahl wird bei Creusot auf viererlei Arten gewonnen, nämlich in Bessemer-, Martin-, Pfannen- und elektrischen Öfen. Das Walzwerk nimmt einen Flächenraum von 4 Hektar ein. 24 Walzenzüge erzeugen jährlich 200 000 Tonnen Stahlplatten. In den einen Flächenraum von 150 000 Quadratmeter bedeckenden Kanonenwerkstätten werden seit einigen Jahren auch Küstenbatterien großen Kalibers und Panzertürme für Linienfahrzeuge konstruiert. Die größten Munitionsfabriken des Werkes sind erst seit 1897 in Betrieb. Die Granaten und Schrapnells werden hauptsächlich von Frauen hergestellt, desgleichen die Gewehrpatronen. Auch die Schiffswerken in Châlons-sur-Saône gehören zum Schneider-Creusot-Betrieb, auf ihnen wurden auch die ersten französischen U-Boote gebaut.

Nächtlicher Fliegerangriff auf Venedig. Eine anschauliche Schilderung der letzten Fliegerangriffe auf Venedig gibt Luigi Vargini im „Corriere“: „Die schönsten Nächte in Venedig“, so berichtet er, sind jetzt durch Fliegerangriffe getrübt. Das tiefe Schweigen, der über Venedig gebreitetete Frieden werden plötzlich vom wilden Kriegslärm jäh gerissen. „Sie kommen“, ruft plötzlich ein Beobachtungsposten, und schon wird die Stille der Nacht durch ein leises, undeutliches, andauerndes und dann näher kommendes Geräusch, durch ein Knistern, schnelles Rascheln, durch kurzes Zischen, von dem

Herabprasseln eines geheimnisvollen Hagels belebt. Es sind Schrapnellkugeln, Granatsplitter, Eisen- und Blechstücke, die trennend aus der Höhe herniederfallen. Sie schlagen dumpf auf die Steine, versinken mit einem eigentümlichen Laut im Wasser, mit einem Summen, das von unsichtbaren nächtlichen Insekten zu kommen scheint. Leuchtflugeln steigen auf. Der Feuersturm beginnt von neuem. Die Explosionen der feindlichen Bomben erfolgen häufiger, aber meist in weiter Ferne. In Gruppen von vier und fünf sausen sie hernieder. Funken sprühen bei dem Ort des Aufpralls auf, Splitter fliegen in die Höhe. Der schwarze schwere Rauch bleibt unten, er breitet sich verschleiernd und verdunkelnd über die Menge, über die Lagune, und erfüllt alles mit seinem Kampf- und Trümmergeruch. Einige Bomben stürzen ins Wasser, und eine wilde Flut stürzt über die Ufer. Die Brücken schwanken heftig, die Dampfboote lassen hohles Rollen hören, und die schwarze Schar der Gondeln tanzt wild an den Befestigungsstriden, alles schwankt, zittert von den heftigen Stößen. Nun entsteht ein heftigeres Wehen, man spürt, wie es über unsere Köpfe streicht: die Bombe wird nicht fern von uns herunterkommen. Ein furchtbarer Krach. Der Boden erbebt. Der Rauch steigt etwa 100 Meter entfernt von der Basilika auf. Eine Stimme tönt aus dem Hintergrunde. Man kann den Ruf: „San Marco, San Marco“ unterscheiden. Er kam von Menschen, die von ihrem Schlupfwinkel aus die Kirche beschädigt glaubten. . . Unerwartet, mitten im lauten Krachen, ertönt Glockengeläut, klar, langsam, regelmäßig. Zwölf Schläge. Es ist die Glocke der Meridiana, die die Mitternacht kündigt. Ich weiß nicht, wieso das unerbittliche Fortschreiten der Zeit mitten in Gefahr, Lärm und Erregung wie etwas Unwirkliches anmutet. Es ist der Eindruck einer unbeeugbaren Gesetzmäßigkeit mitten in der wechselvollen Atmosphäre des Krieges. Der Ton der Glocke scheint Schicksal und Zeit zu beherrschen, wie die Stimme eines Richters, ernst, unparteiisch, verhängnisvoll. . .

Ein Knigge für die englischen Kriegsarbeiterinnen. In Hinblick auf die große Zahl englischer Mädchen, die heute in den verschiedensten Kriegswerkstätten angestellt sind, hält es die „Daily Mail“ für geboten, diesen neugeborenen nationalen Arbeiterinnen eine ganze Reihe von Verhaltensmaßregeln mit auf den Weg zu geben, die man zusammenfassend als einen Knigge für die englischen Kriegsarbeiterinnen bezeichnen könnte. Von der Betrachtung ausgehend, daß die Arbeiterinnen vor dem Kriege als solche geboren wurden, die heutigen aber aus den verschiedensten Lebenskreisen herausgerissen und erst durch die besonderen Umstände des Krieges ungewohnter Tätigkeit und Lebensweise zugeführt wurden, fährt das Blatt fort: „Da die vielen Mädchen, die heute im Dienste des Vaterlandes tätig sind, zum erstenmal dem Ernst des Lebens und ungewohnten Verhältnissen gegenüberstehen, ist begreiflicherweise ihr Benehmen nicht immer so, wie es sein sollte. Wenn auch im allgemeinen unter den Mädchen friedliche Kameradschaftlichkeit herrscht, so gibt es doch viele Fälle von kleinlicher Eifersucht, die vermieden werden sollen. Jede Neuangelkommene wird am ersten Tage einer kritischen Prüfung durch ihre Kolleginnen unterzogen. Sie muß sich mit den besonderen Sitten, die in dem Betriebe herrschen, vertraut machen, und sich daran gewöhnen, daß jede der älteren Kolleginnen ihren besonderen Stuhl beansprucht, sich einen besonderen Kleiderkasten zum Aufhängen von Jacke und Hut erwählt hat usw. Vor allem aber empfiehlt es sich, keinerlei Hochmut an den Tag zu legen und die Erinnerungen an das frühere freie Dasein gründlich abzustreifen. Höchst unstatthaft ist es, die Fernsprecher für Privatgespräche zu benutzen, und auch Privatbriefe sollten nicht an die Arbeitsstätte adressiert werden. Ebenso unerwünscht ist es, am Ort der Arbeit Besuche zu empfangen, was leider noch allzu häufig geschieht und infolge der Schwachköpfigkeit zahlreicher junger Damen überflüssigen Zeitverlust verursacht. Ein besonders schwieriges Gebiet ist das Verhalten den männlichen Angestellten und Vorgesetzten gegenüber. Am besten beschränkt man sich auf höflichen Gruß und rein geschäftliche Gespräche, und schließlich sei darauf verwiesen, daß in der Hast der Arbeit weibliche Empfindsamkeit nicht am Platze ist, da sie nur zu überflüssigen Streitigkeiten und Mißverständnissen führt und die Arbeit aufhält, die ja gegenwärtig das Wichtigste ist.“

Altweiberfommer. Wer kennt sie nicht, jene geheimnisvollen weißlichen Fäden oder Gespinne, die, wenn der Sommer sich zum Abzug anschickt und vor seinem Scheiden es noch einmal recht gut meinen will, gleich als wolle er uns den Abschied von ihm recht schwer machen, scheinbar ziellos im lauen Wind dahinfliegen, da und dort wie niedliche Fähnlein lustig an Baum und Strauch flattern oder wohl gar sich wie

silberglänzende Reize über die kahlen Felder und Wiesen spannen, so daß es, wenn die Sonne darauf scheint, zauberhaft blüht und funkelt wie von lauter Demantstein? Diese niedlichen Spinnchen, die zum Geschlecht der Luchs-, Kreuz-, Krabben- und Weberspinnen gehören und in der Hauptsache auf Feldern haufen, können geradezu als kühne Luftsegler, „Zepeline“, in ihrer Art gelten. Denn die Fäden, die sie aus ihren Spinnwarzen emporschleusen, dienen ihnen gewissermaßen als Luftschiffe, auf denen sie sich den Winden überlassen, unbekümmert darum, wohin die Fahrt geht. Bleibt nun das leichte Fahrzeug an einem Gegenstand, etwa einem Baum, einem Strauch, einer Stange usw. hängen, so heißt's für den niedlichen, kühnen Luftsegler: „Aussteigen!“ Und sofort verläßt er sein Fahrzeug, aber nicht, um es einem ungewissen Schicksal preiszugeben — das tut kein rechter Pilot oder Matrose —, sondern er widelt den Faden mit den Fingern zu einem Fädchen zusammen, und so senkt sich dieser langsam zu Boden. Es liegt auf der Hand, daß die geheimnisvollen Fäden, deren Woher und Wohin so manches Rätsel aufgibt, von je Gegenstand der Sagenbildung waren. Der Volksglaube hielt sie frühzeitig für ein Gespinnst von Elfen und Zwergen, ja sogar von den Nornen oder Schicksalsgöttinnen, im Volksmund „Netten“ genannt. Daher sagte man wohl: „Die Netten haben gesponnen“, und da die Tierchen tatsächlich nur bei gutem, lauen Wetter spinnen, so meinte man unter „Nettensamer“, woraus irrtümlich „Mädchensommer“ wurde, späte, schöne Sommertage. Durch die Nornen oder Schicksalsgöttinnen sind also die Beziehungen unserer Fäden zu den Frauen zu erklären, und die anderen Bezeichnungen für die Fäden sind nun leicht verständlich. In Bayern spricht man vom „Ansummer“ (ohne f. v. g. Großmutterfommer), in der Schweiz vom „Witwensommerli“, und bei uns zu Lande ist „Altweiberfommer“ das gebräuchlichste Wort. Die heidnische Anschauung von den Schicksalsgöttinnen, den Nornen, die die Fäden spinnen, entsprach in der christlichen Lebenswelt des Volkes bald eine Umwandlung. Man nannte nun die Fäden „Mariengarn“, „Marienfäden“, in Frankreich „fils de la Vierge“, „Fäden der Jungfrau“, wobei die Anschauung zugrunde liegt, die heilige Jungfrau habe sie bei ihrer Himmelfahrt von ihrem Kleid verloren. Übrigens kann man die Fäden zuweilen auch bereits an milden Frühlingstagen beobachten, und so erklärt es sich, daß das Volk bei ihrem Erscheinen meint, „der Sommer kommt“ oder „der Sommer fliegt fort“. Letzteres ist das bei weitem häufigste, und als der letzte freundliche Sommergruß, den die kühnen Luftpiloten uns senden, ehe der Herbstnebel die Welt wieder zu verschleiern beginnt, werden die geheimnisvollen Fäden gern von uns willkommen geheißen.

Ein leuchtfähiger Schmetterling. Ein neuer Fall von Leuchtfähigkeit bei Insekten wurde, wie die naturwissenschaftliche Wochenschrift berichtet, durch den Forscher L. Isak entdeckt. Es handelt sich um den Schmetterling *Arctia caja*, bekannt unter dem Namen brauner Vär. Dieser Schmetterling sitzt in der Ruhe derart, daß die Längsachse des Kopfschnittes in einer Ebene mit der Längsachse der Brust, bezüglingsweise des Bauchschnittes, liegt. Die zwei ersten Brusttringe sind von einem Kragen aus braunen Haaren überdeckt, der dem Körper flach anliegt. Bei der leisesten Berührung nimmt der in solcher Ruhe befindliche Schmetterling eine Kampfstellung ein, indem er den Kopf gegen die Bauchseite drückt. Hierdurch wird der Kragen gehoben, und die vorher verdeckten Leuchtorgane des Schmetterlings werden sichtbar. Diese in der Zweizahl vorhandenen Leuchtorgane sind als helle Flecke kenntlich, von roten, rosettenartig angeordneten Haaren umstellt. Sie bilden die Öffnungen von Drüsen, welche nach genügend starker mechanischer Reizung — z. B. nach einem Stoß auf den Kopf des Schmetterlings — je einen Tropfen Sekret ausscheiden, das ein grünlisches Licht ausstrahlt. Bei kräftigen Exemplaren dauert das Leuchten bis 10 Sekunden, hierauf wird das Sekret wieder eingezogen, und auch die farbige Lichterscheinung hört auf. Die Erscheinung der Leuchtfähigkeit ist sowohl beim Männchen wie beim Weibchen anzutreffen. Dieser Fall von Leuchtfähigkeit unterscheidet sich von den Fällen anderer leuchtender Insekten, bei denen das Licht vom Tier instinktiv reguliert werden kann, dadurch, daß es sich hier um ein Schutzmittel handelt, weil nur durch einen äußeren Reiz die Leuchterscheinung hervorgerufen wird.